

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 17 (1927)
Heft: 7

Artikel: Pestalozzi
Autor: Zulliger, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-634537>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das wissende Lächeln aber, das die Lippen spitzig in den starken Bart hineinführte, erschien noch gefährlicher, wenn die weiße Linie um die Lippen aufblinkte.

(Fortsetzung folgt.)

Pestalozzi.

Bilder und Gedanken.

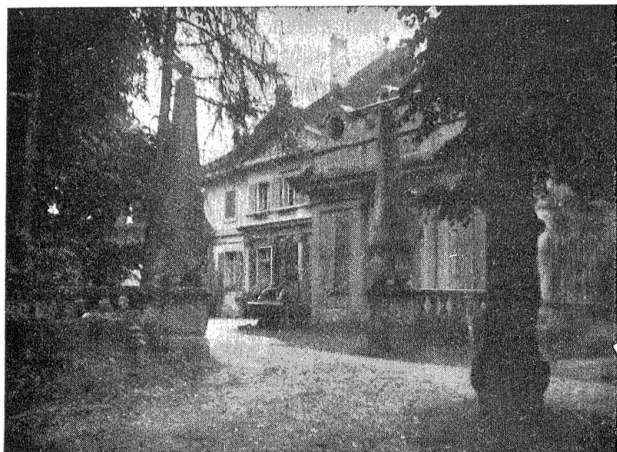
Man zählt um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts. Durch Nacht und Sturm flüchten eine Schar verummelter Gestalten auf unwegsamen Pfaden von Chiavenna dem Splügenpasse zu. Lautlos geht die Fahrt. Das stille Weinen der Frauen, das mühselige Keuchen der Männer, die auf ihrem Rücken kleine Bündel tragen, in der Hast zusammengeraffte Habseligkeiten, schlägt der Wind an die grauen Felsen. Wer angstvoll und doch sehnsüchtig talwärts blickt, erblickt drunten in der ennetbirgischen Herrschaft Cläven riesige Fackeln, die den Himmel und die jagenden Wolken röten. Es sind die brennenden Häuser und Höfe der Neugläubigen; mit Feuer und Schwert reinigt man das Tal von den Räkern, Chiavenna erlebt seine Bartholomäusnacht.

Nicht die schlechtesten Bürger sind es, die dem Morden und Sengen durch die Flucht zu entinnen suchen. Leute von gutem und angesehenem Geschlechte befinden sich darunter, die Drelli, die Gagliardi, die Pestalozzi. Tonio Pestalozzi, auch er will sich nach dem gastfreundlichen Zürich durchschlagen. Durch Fleiß, Ehrsamkeit und Arbeitsfähigkeit möchte er sich dort ein neues Leben zimmern. Ob er wohl ahnt, daß sein Geschlecht, das er durch seine eilige Flucht vor dem Untergange bewahrt, dazu bestimmt ist, zwei Jahrhunderte später der Welt einen Feuergeist zu schenken, dessen Ideen ebenso wichtig waren wie die eines Zwingli, Calvin und Luther, um deren willen er sein Leben aufs Spiel gesetzt hat?

Wie sollte er auch an solcherlei denken! Born entsteht ein Gemurm. Man hat die Paghöhe erreicht. Erleichtert atmet man auf und wirft einen letzten Blick nach der Heimat, in deren Boden rotes, warmes Bruderblut siedert...

Unsere Zeit. Man kämpft nicht mehr mit dem Schwerte um Ideen. Man mordet sich um eitle irdische Güter, großzügig tut man es mit allen technischen und chemischen Erfindungen, die den Stolz des Zeitalters bedeuten. Der Krieg ist der Maßstab der Erfindungen aller Art: was ihm dient, gilt — was ihm nicht dient, bleibt unbeachtet...

Die Idealisten sind dünn gesät. Wir reden viel von Menschlichkeit, weil wir sie nicht mehr besitzen. Wie sollten wir sonst über sie reden müssen?



Das Landgut Tschiffeli bei Kirchberg.

Wir zehren von den Ideen der Vergangenen. Und wo sie der Staat oder die herrschende Gemeinschaft als „ge-

fährlich“ betrachten, verwendet man viel bessere Mittel, sie unschädlich zu machen, als Feuer und Schwert: man zapft sie in Paragraphen ab und läßt sie darin eintrocknen. Solches verstand das sechzehnte Jahrhundert noch nicht. Man war robuster und — ehrlicher. Heute jubelt man den Geistesheroen zu, deren Gedankengänge man mißversteht, umgemodelt und seinen Bedürfnissen entsprechend angepaßt hat.

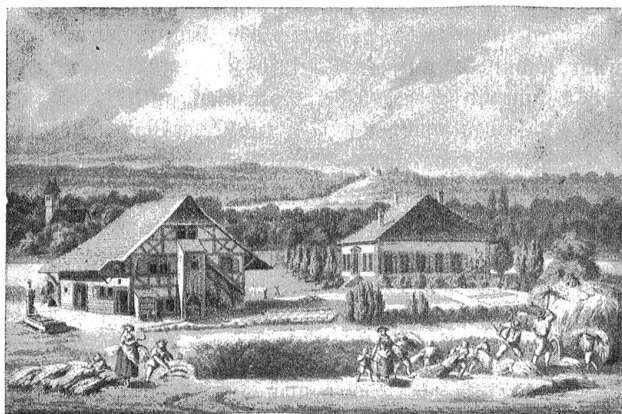
Wir feiern heute Heinrich Pestalozzi, es werden am 17. Februar hundert Jahre verflossen sein, seit er die Augen schloß. Aber was wissen wir von ihm? Wir haben vielleicht einige seiner Schriften gelesen, man versichert uns, daß er der Vater unserer Volksschulen sei, wir sehen sein Bild in den Schulstuben hängen und hörten, daß er alles für die Armen opferte, in Stans, Burgdorf und Yverdon.

Wenn wir uns jedoch die Mühe nicht ersparen, tiefer in sein Werk einzudringen, seine uns heute oft barock vor kommenden Weiterschweifigkeiten übergehen und seine Grundideen ins Auge fassen, alsdann müssen wir bekennen: Heinrich Pestalozzi war mehr als nur ein Wohltäter der Armen, mehr als nur ein genialer Schulmeister, der nun einmal in Gottesnamen seine Gedanken und sein Wollen völlig in die raue Realität umsetzen konnte, weil er ein Träumer, Phantast und kein Rechner und Berechner war — Pestalozzi war ein Revolutionär!

Er war es so gut wie jener andere Zürcher, um dessen willen einst jener Tonio von Chiavenna in die Stadt an der Limmat flüchtete, wie der Reformator Huldreich Zwingli. Dieser starb als Held für seine gute Sache, aber er wußte: trotz der Niederlage mußte sie siegen! So war er noch im Tode getrost und ruhig.

Um ein Jahrhundert später schenkte unser Land der Welt den „Vater der großen Revolution“, Jean Jacques Rousseau. Als er sein wandermüdes Haupt zum Sterben neigte, war er wohl erbittert, arm, einsam. Aber er konnte sich nicht verhehlen, daß draußen im bedrückten und ausgehungerten Volke seine Ideen lebendig waren, und daß der Tag kommen mußte, da sie zur Tat wurden, und daß dieser Tag nicht allzu ferne mehr war.

Heinrich Pestalozzi starb als Einsamer, gebrochen von der letzten schandbaren und ungeheuerlichen Volemie gegen sein Lebenswerk. Und doch hatte er bis zu seinem letzten Atemzuge nie an der Güte, Rechtsschaffenheit und Nichtigkeit dessen gezweifelt, was er immer emsig sich bemügend erstrebt hatte. Als Greis trug er ein ebenso revolutionäres Herz in seiner Brust, wie als Jüngling, wo er seine Pfeife rauchend, von der Meisenzinne aus zulaß, wie von Senfershand auf Anordnung der Regierung das „Bauerngespräch“ öffentlich verdrängt wurde — eine Flugschrift, die seinem Freundeskreise zur „Gerwe“ entsprungen war und die Patrizier aufrütteln wollte, damit sie mit der Landbevölkerung menschlicher verfare.



Der Neuhof bei Birr.

Damals beherrschte ihn nur der dunkle Drang zu helfen, wo Not war und Elend herrschte, aber schon ahnte er, daß

sich sein Leben nicht geruhig und spießbürgerlich abspielen werde, obschon er noch nicht wußte, wozu es ihn trieb.

Aber was ihn trieb, das wußte er schon: es war die Liebe zu den Menschen! Sie zu gestalten war seine revolutionäre Sendung.



Jakobli, Pestalozzis Sohn.

Im oberen Hirschengraben zu Zürich wurde dem Wundarzt Johann Baptist Pestalozzi am 12. Jänner 1746 ein Söhnlein geboren, das er auf den Namen Johann Heinrich taufen ließ.

Schon fünf Jahre später starb der Vater. Die Erziehung seiner Kinder, außer Heinrich war noch ein Sohn und ein Töchterlein da, lag nun ganz in den Händen der Mutter, die aus der angesehenen Chirurgenfamilie Hoh aus Richterswil stammte, und der treuen Magd Babeli (Barbara Schmid aus Buchs), die 41 Jahre bei „Frau Pestaluzzin“ treu diente. Man zog, da die Mittel knapp waren, in eine wohlfeilere Wohnung „zum roten Gatter“ an der Münsterergasse um, wo Heinrich seine Knabenjahre meist in der Stube oder in der Schule am Trauimünster zubachte.

Ein für seine Lehrer bequemer Schüler war er nicht. Er wagte es, schon damals gegen die Brügelpädagogen des „Carolinum“, wie die Schule hieß aufzutreten, er nahm schon damals für die Schwachen und gegen Ungerechtigkeit und Rohheit energisch Partei. Im Hause seiner Großeltern in Richterswil und beim Großvater väterlicherseits in dem sonnig gelegenen Höngg verbrachte Heinrich seine Ferien, wobei ihm die Augen aufgingen für die Armut und Bedrücktheit der Landleute.

Als Jüngling trat Heinrich der von Johann Jakob Bodmer gegründeten „Helvetischen Gesellschaft zur Gerwe“ bei. Man nannte sie die „Patrioten“. Die Mitglieder trugen sich ihre Gedanken zur Reformation der damaligen Zustände in der alten Eidgenossenschaft vor, woran der junge Pestalozzi regen Anteil nahm. Lavater, Kaspar Bluntschli, Rudolf Schinz, Kaspar Schultheß und der später in London berühmt gewordene Maler Heinrich Füssli waren seine Freunde.

In Zeitschriften und Flugschriften machten die jungen Leute der „Gerwe“ ihren Bestrebungen Luft. Sie traten gegen die Aristokratie auf, welche den Landleuten weder Freiheit noch Wohlstand gönnte. Die „gnädigen Herren und Obern“ ließen sich ein solches Vorgehen noch viel weniger bieten, als wenn heute ein empörter Bürger den Instanzenweg umgeht und sein Begehrt direkt bei der höchsten entscheidenden Behörde oder Kommission anbringen will. Pestalozzi faßte mit anderen Freunden drei Tage Rathhausarrest, und der Henker verbrannte eine „anstoßige“ Schrift, die dem Zirkel der „Gerwe“ entsprungen war.

Die Jünglinge suchten nun selber das Landleben auf. Nicht allein um zu beobachten, sondern um tätig mitzuhelfen



Srau Anna Pestalozzi geb. Schultheß.

bei den Arbeiten der Bauern. Pestalozzi fand sich wieder in seinem geliebten Höngg, wo er mit der Sichel Korn und Roggen schnitt und sich dabei alle seine Finger verletzete.

Um ein wirklicher Landmann zu werden, bedarf es mehr als eines guten Willens und ehrlicher Begeisterung. Man muß von Jugend auf dabei gewesen sein — es ist heute noch nicht anders! Die Stadtleute können sich vom eigentlichen Wesen des Bauern und Bauerntums niemals einen richtigen Begriff machen — dagegen helfen weder Trachten, noch andere Verbrüderungsfezte...

Pestalozzi sah das ebenso wenig ein, als die Städter von heutzutage. Er ließ sich nicht entmutigen und sehnte sich darnach, einen der berühmten landwirtschaftlichen Musterbetriebe kennen zu lernen.

Damals machte der bernische Patrizier Johann Rudolph Tschiffeli in Kirchberg seine landwirtschaftlichen Versuche. Er pflanzte fremdländisches Gemüse an, betrieb Baumschulen und Krappkulturen, und wenn ihm ein Versuch mißriet, so hatte das nichts zu bedeuten; denn er war begütert genug, um sehr große Verluste wohl zu ertragen. Seinem — wir würden heute sagen: „Spleen“, ein muntergültiger Landwirt zu sein, war er gewillt, all sein Vermögen zu opfern.

Pestalozzi reiste zu Tschiffeli, nachdem er um die Hand einer Schwester seines Freundes Schultheß angehalten hatte. Die Eltern Schultheß waren zwar über die Verwerbung des schwarzhaarigen, auf äußerliches Auftreten nichts gebenden und wenig repräsentablen Freiers wenig erfreut. Sie waren brave Spießbürger, ihr Fleiß hatte sich darin erschöpft, die Zuderbäderei und den Spezereiladen auf die Höhe zu bringen, und ihre Absicht zielte dahin, die Tochter Anna einem Manne zu vermählen, der nicht über die schwiegerelsterlichen Tugenden hinaus ragte. In Pestalozzi fühlten sie den „Narren“, den Träumer, den Unpraktischen, dessen Lebenswerk sich nicht in der Wahrung und Vermehrung ererbten Vermögens erschöpfen würde, den Revolutionär, der bange machte, ihm ein Kind als Gattin zu überlassen.

Heinrich Pestalozzi wußte selber genau, daß es nicht leicht sein würde, an seiner Seite durchs Leben zu gehn. „Teuerste Schultheß“, schreibt er an Anna, „ohne wichtige, sehr bedenkliche Unternehmungen wird mein Leben nicht vorbeigehn!“

Nachdem er von Kirchberg zurück war, wollte er eine eigene Landwirtschaft betreiben, nicht zuletzt, um der schroffen Mutter seiner Angebeteten zu zeigen, was er leisten konnte. Er bezog ein Haus in Mülligen und kaufte Land an. Er wollte es urbarisieren und mit der Krappwurzel bebauen.

Schon damals suchte er den vielen Armen seiner näheren Umgebung eine lohnende Beschäftigung zu verschaffen. Er gab ihnen Rohbaumwolle zum Verspinnen und brachte die Fertigfabrikate der aufblühenden Hausindustrie nach Zurich auf den Markt.

Seine Werbungen um Anna Schulthess erneuerte er und brachte, da die Braut treu zu ihm hielt, schließlich die Eltern zum Einverständnis. Ihre Mutter sagte allerdings zu Anna: „Ich wünsche, daß es dir so gehe, wie du hoffst; denn du wirst zu Wasser und Brot eingeladen!“

Ein Vetter der Braut traute das Paar in dem Kirchlein zu Gebenstorf.

Als dem Ehepaar ein Knäblein, der Jakobli, geschenkt wurde, war das Glück groß. Der Vater wollte seinen Sohn nach den Grundsätzen Rousseaus, wie dieser sie in seinem „Emile“ entwickelt, erziehen. Schon bald sah er jedoch ein, daß Freiheit nicht Ungebundenheit bedeuten konnte, sonst mußte die Erziehung mißraten.

Bald traf das junge Ehepaar das Mißgeschick. Die Bauern verachteten den Städter. Einer schlug ihm einen Nußbaum um, den er so lieb gehabt hatte. Ein Zürcher, der Pestalozzi für die Krappkultur, die sich nicht bewährte, Geld geliehen, zog es wieder zurück.

Pestalozzi wandelte seinen „Neuhof“ in eine Armenanstalt um. Er sammelte unter Mithilfe des bernischen Staates arme Kinder, die er unterrichten und beschäftigen wollte. Unter zahlreichen anderen war der später als Kaiser raphael berühmte Gottfried Mind aus Worblaufen sein Zögling, über den er schrieb: „Friedli Mynth von Worblaufen, sehr schwach, unfähig zu jeder anstrengenden Arbeit, voll Talent zum Zeichnen, die besonders sich auszeichnende Kreatur, voll Künstlerlaunen, mit einiger Schallheit begleitet, Zeichnen ist seine ganze Arbeit, anderthalb Jahr hier, 10 Jahre alt.“

Ueber die Erziehung schwachsinniger Kinder schrieb er schon damals: „Es soll aber die Menschheit interessieren, daß auch Kinder von äußerstem Blödsinn, die durch gewohnte Härte dem Tollhaus geopfert werden, durch liebevolle Leitung zu einem ihrer Schwachheit angemessenen einfachen Verdienst vom Elend eines eingesperrten Lebens errettet und zur Gewinnung ihres Unterhaltes und zum

Aber Pestalozzi mußte mit seinen Armen bitterste Erfahrungen machen. Viele, die er aus dem ärgsten Elend errettet und neu gekleidet hatte, liefen ihm wieder davon, oder wurden von ihren Eltern zurückgeholt, um von neuem ein armseliges Zigeunerleben zu beginnen. Die Anstalt geriet in Geldnöte, trotzdem die Regierung und Private nicht knauserten.

Er mußte Land verkaufen. Verlassen, einsam, verbittert blieb er mit seiner Familie auf dem Neuhof, von den Bauern als „die schwarze Pestilenz vom Neuhof“ verspottet. Die Berner Regierung gab ihn auf, ebenso sein Beschützer, der Landvogt Tschärner. Da meldete sich eines Tages eine Dienstmagd, Elisabeth Käf aus Kappel, um unentgeltlich ihre Dienste zur Verfügung zu stellen, weil sie an den Einsamen und sein reines Streben glaubte.

Ein treuer Freund, Isaak Iselin aus Basel, der eine Zeitschrift, die „Ephemeriden“ herausgab, ermunterte Pestalozzi immer wieder zur schriftlichen Niederlegung seiner Ideen, die der Basler gerne abdruckte. „Die Abendstunde eines Einsiedlers“ erschien, das erste dichterische Werklein Pestalozzis, der sich nicht zum Schriftsteller geboren fühlte. Der erste große Wurf war das bald darauf folgende „Lienhard und Gertrud“, das wir heute in einer schönen, billigen Ausgabe beim Verein zur Verbreitung guter Schriften beziehen können. Es erging Pestalozzi wie Gottschell und anderen Dichtern, die über Dorfleute geschrieben haben: man glaubte, in den Gestalten seiner Dichtung bestimmte Bürger wiederzuerkennen, was eines teils viel Schadenfreude, für den Dichter jedoch viele Bitternis brachte — ebensoviel wie für die sich betroffenen Fühlenden.

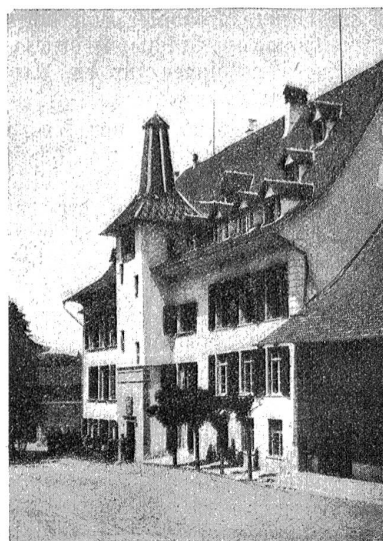
„Lienhard und Gertrud“ machten den „schwarzen Pestaluzzi“ in der ganzen deutschsprechenden Welt bekannt und warben ihm neue Freunde. Das ermutigte ihn zur Herausgabe einer eigenen Zeitung. In Brugg erschien seine Wochenschrift, das „Schweizerblatt“. Eine der bedeutendsten Arbeiten Pestalozzis, die darin veröffentlicht wurde, ist eine Auseinandersetzung mit der Kriminalgesetzgebung („Gesetzgebung und Kindermord“). Darin vertritt er Ideen, die noch heute modern anmuten, z. B.: „Gefängnis, Zucht- und Arbeitshaus ist nichts anderes und soll nichts anderes sein als rückführende Schule des verirrten Menschen in die Bahn und den Zustand, in welchem er gewesen wäre ohne seine Verirrung.“

Die Wochenschrift mußte aus Mangel an Lesern nach kurzer Zeit eingehen. Der treue Iselin starb. Pestalozzi hatte



Pestalozzi in Stans.

Genuß eines freien und ungehemmten Lebens geführt werden können!“



Das Johanniterhaus in Münchenbuchsee.

sich neue Freunde geworden. Darunter waren Fichte, Herder, aber auch Schweizer wie Fellenberg, der

junge Stapfer und Rengger, Leute aus der „Helvetischen Gesellschaft“.

Als die französische Revolution die alte Eidgenossen-



Schloß Yverdon.

schaft fast von einem Tage auf den andern wegsetzte, an-
erbot Pestalozzi der neuen Regierung seine Dienste. Er ver-
langte ein Amt, darin er „dem Volke dienen“ könne.

Man berief ihn zum Schriftführer der Regierungszeitung
„Helvetisches Volksblatt“. Pestalozzi, der die Be-
rufung mit Freuden annahm, bedachte nicht, daß ihm die
Hände gebunden wurden: er sollte in seinem Blatte ver-
treten, was die Regierung für gut fand.

Darum war er froh, sein Amt abzugeben und nach
Stans zu wandern, um dort im Auftrage der helvetischen
Regierung und auf Betreiben des Ministers Rengger
die Waisenkinder zu sammeln. Man überwies ihm dazu einen
Flügel des Frauenklosters. Dort sorgte er, ohne jegliche
Hilfskräfte, für achtzig verwahrloste, durch die Not ent-
weder scheu oder frech gewordene Kinder, war ihnen Vater,
Mutter, Arzt, Lehrer und Helfer in allen Dingen. „Daß
mein Herz an meinen Kindern hänge, daß ihr Glück mein
Glück, ihre Freude meine Freude sei, das sollen meine
Kinder vom frühen Morgen bis an den späten Abend, in
jedem Augenblick auf meiner Stirne sehen und auf meinen
Lippen ahnen“, schreibt er.

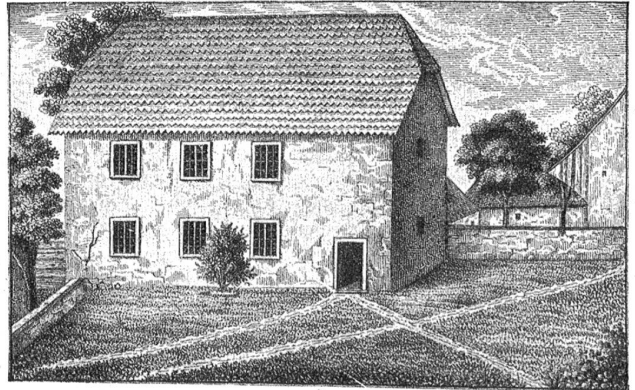
Es war der Regierungskommissär Heinrich Zischotte, der
Pestalozzi aus seinem neuen Wirkungskreise vertrieb, weil
er für die französische Armee Quartiere besorgen mußte.

Auf dem Gurnigel erholte sich Pestalozzi von der
neuen Enttäuschung, um der helvetischen Republik neuer-
dings seine Dienste anzubieten. Jetzt wußte er, was er
leisten wollte: Volksschulerzieher wollte er werden. An der
Hintersässenschule zu Burgdorf gab man ihm
eine erste Stelle. In der selben Schultube unterrichtete
noch ein anderer Lehrer, der schon vor ihm dort gewesen,
mit ihm zusammen, das ging auf die Dauer nicht gut.
Pestalozzi war froh, als er an der Schule der Jungfer
Stäheli eine Stelle fand, wo er Kinder lesen und schreiben
lernen konnte.

Bald darauf übernahm er, der eine Stelle als Se-
minardirektor ausgeschlagen hatte, weil er mit Kindern und
nicht mit Erwachsenen seine Grundsätze zum Unterricht er-
proben wollte, die Armenanstalt im Burgdorfer Schlosse.
In zahlreichen Aufsätzen und in dem Werke „Wie Ger-
trud ihre Kinder lehrt“ setzte er seine Ansichten über
das Lehren auseinander.

Die Herstellung der alten Kantone (Mediationsverfas-
sung) brachte das Burgdorfer Schloß dem Kanton Bern
zurück. Es wurde Sitz des Regierungsstatthalters — Pe-
stalozzi mußte weichen. Man wies ihm das Johanniter-
haus zu Münchenbuchsee an. Hier kam er mit
Fellenberg auf Hofwil zusammen, aber die beiden
vertrugen sich nicht.

Pestalozzi mußte wiederum weichen. Er erhielt jedoch
Angebote von allen Seiten. Da entschied er sich, nach
Yverdon überzusiedeln, wo man ihm das Schloß zur
Verfügung stellte. Hier erlebte er seine Glanzzeit. Tat-



Das alte Schulhaus zu Birr mit Pestalozzis Grab.

kräftige Mitarbeiter umgaben ihn, Krüsi, Niederer,
Rosette Rasthofer; Schüler aus dem Auslande kamen,
um bei ihm zu lernen, wie man die Jugend erziehen soll.
Das Waadtland und Frankreich machten ihn zum Ehren-
bürger. Der russische Zar empfing ihn. Selbst von dem
fernen England aus zeigte man Interesse für seine Sache.

Dann aber trafen ihn auch hier wieder bittere Schid-
salsschläge. Seine Gattin starb, nachdem er schon seinen
Sohn hatte ins Grab sinken sehen. Seine Gehülfen wurden
aufeinander eifersüchtig und alle Beschwichtigungsversuche
nückten auf die Dauer nichts, der Zwiespalt wurde immer
größer und nahm die häßlichsten Formen an. Es kam
zu schmerzlichen Trennungen. Niederer und Krüsi gründeten
von sich aus Erziehungsanstalten, der erste prozidierte gegen
Pestalozzi, den er darum haßte, weil er einen anderen
Lehrer mit Namen Schmid ihm vorgezogen hatte.

Als Greis mußte sich Pestalozzi entschließen, Yverdon
zu verlassen. Schmid begleitete ihn, dazu Pestalozzis Enkel-
kind Karl und vier Zöglinge. So kam er, der alles für
seine Sache hingegeben hatte, auf Schusters Rappen wieder
auf den Reuhof zurück.

Hier ging es mit dem Schwergelährten rasch dem Ende
zu. Ein Lehrer aus dem Institute Krüsis, mit Namen
Eduard Bieher, verfaßte eine infame Schmähschrift
gegen Pestalozzi, worin er ihm die haarträubendsten Ge-
meinheiten vorwarf. Das brach den alten Mann vollends.
„O, ich leide unaussprechlich. Kein Mensch vermöchte zu fassen
den Schmerz meiner Seele. Man verschmäht und beschimpft
den alten, schwachen und gebrechlichen Mann und sieht ihn
jetzt nur noch als ein unbrauchbares Werkzeug an. Dies
tut mir nicht um meinetwillen weh, aber es tut mir weh,
daß man auch meine Idee verschmäht und verachtet und
unter die Füße tritt, was mir heilig war und wonach ich
während meines langen, kummervollen Lebens gerungen habe.
Sterben ist nichts; ich sterbe gern, denn ich bin müde und
möchte endlich Ruhe haben; aber gelebt zu haben, alles
geopfert zu haben und nichts erreicht zu haben, alles zer-
trümmert zu sehen und so mit seinem Werk ins Grab zu
sinken — o, das ist schrecklich, und ich kann es nicht aus-
sprechen, und ich wollte gern noch weinen, und es kommen
keine Tränen mehr...“

In einem Schlitten führte man mitten im Februar
des Jahres 1817 den Greis nach Brugg, wo er seinen
Arzt in nächster Nähe hatte. Aber es half keine medizinische
Kunst mehr.

Unterm Dachtrauf des Schulhauses zu Birr wollte
er begraben sein. Seine wenigen Freunde pflanzten ihm
dort einen Rosenstrauch. Und wie dieser wuchs, neue Schosse
trieb und immer reichlicher zum Blühen kam, so knospen

auch Pestalozzis Ideen in den Herzen der nachfolgenden Generationen... Pestalozzi hat zu schwarz gesehen, wenn er glaubt, er habe umsonst gelebt.

Er starb ein Jahrzehnt oder zwei zu früh, um einsehen zu können, daß ihn eine spätere Zeit wieder zu Ehren ziehen werde. Er hätte das aufkommende Zeitalter des Liberalismus erleben müssen, das die Devise hochhielt: „Durch Bildung zur Freiheit!“ und „Wissen ist Macht!“

Die Zeit der Reaktion, die auf die napoleonischen Wirren folgte, die beständigen Verfassungsänderungen und der Kampf der politischen Parteien hatten ihre Schatten auf das lichte Werk Pestalozzis geworfen, und wenn wir heute lesen, was seine Kollegen Niederer und jener Bieber über ihn zusammenschrieben, so begreifen wir nicht allein Pestalozzis Trostlosigkeit, wir werden erbittert und möchten boshaft sagen: Solch einen Schimpf konnten ihm nur neidische Kollegen antun — andere Leute hätten sich dessen geschämt!

Haben wir heute die Schule so organisiert, wie Pestalozzi es meinte? Es wird von maßgebenden Persönlichkeiten behauptet...

Leztthin wurde in der „Nationalzeitung“ eine Woche lang in zahlreichen Artikeln die Frage diskutiert, ob der Lehrer in der Schule zur Prügelstrafe befugt sei. Private, Schüler, aber auch die Pädagogen kamen zum Worte. Einer von ihnen verteidigte die Prügelstrafe, die bei zu geringen intellektuellen Leistungen da und dort noch angewendet wird — denn für die geringen Leistungen macht er Faulheit und Nachlässigkeit verantwortlich. Woher die Faulheit und Nachlässigkeit kommen, das fragt er sich nicht. Er scheint auch blind dafür zu sein, daß das Kind, das nicht ermüdet ist, nie „faul“ ist: es will immer beschäftigt sein und Betrieb haben.

Aber ich wollte nicht ein Kapitel Kinderpsychologie anschneiden — ich verwunderte mich bei der Lektüre der Zuschriften in der „Nationalzeitung“ nur, daß die Ansichten Pestalozzis nicht zitiert wurden — Pestalozzis — nach dessen Ideen ja unser heutiger Schulbetrieb aufgebaut sein soll... Pestalozzi verwarf die Prügelei als Körperstrafen eines „fremden“ Erziehers und wollte sie nur dem leiblichen Vater eines Kindes gestattet wissen...

Pestalozzi verlangte vom Schulmeister, daß er an seinen Zöglingen wie ein Vater handle, soweit das erreichbar war, wo keine Bande des Blutes den Erzieher und das Kind verbanden. — In vielen Schulen wurde das so aufgefaßt, daß der Lehrer ein Tyrann sein sollte. Die Reaktion dagegen ist nicht ausgeblieben. Man gründete Schulen, wo die Lehrer nur die „Brüder“, die „Gleichberechtigten“ der Schüler waren — und hat dabei erleben müssen, daß das nicht angeht: Kinder müssen geführt werden! — Das hat Pestalozzi bei der Erziehung seines Jakobli klar gesehen und deutlich ausgesprochen.

Ich bin selber ein Schulmeister, stehe mitten drin in all den Problemen, die heute mehr denn je wieder die Schulmeisterköpfe beschäftigen — und ich habe oben auf einige Unabgeklärtheiten hingewiesen, nicht um anderen am Zeug zu flicken, sondern um zu zeigen, daß wir wahrscheinlich bei Pestalozzi noch viel zu lernen, daß wir noch viel zu erstreben und zu erreichen haben, bis unsere Schulhaltung wirklich pestalozzisch ist. Wir dürfen die Hände noch lange nicht in den Schoß legen... Das ist ein Selbstbekenntnis, wie es wohl jedem ernsthaften Lehrer heute aufsteigen muß, wenn er die vielen Publikationen über Pestalozzi durchgeht, die einen — wenigstens teilweise — glauben machen könnten, als hätten wir alles erreicht, was Pestalozzi erzieherisch erstrebte!

Wahrscheinlich machen sich die Leute, welche heute in der Armensache, in der Schwachsinngenerziehung und in

der Kriminalgesetzgebung, aber auch in der Politik drinstecken und sich in die Ideen Pestalozzis vertiefen, die gleichen Gedanken, wie sie sich der Volksschullehrer machen muß.

Es ist nicht damit getan, daß wir am 17. Februar den Tod jenes Großen durch ein Fest feiern und ihm eine Ehrung zuteil werden lassen, die er vor hundert Jahren nicht ahnte!

Die Pestalozzi-Feiern sollen eine Mahnung an uns alle sein, was wir beruflich auch sind und leisten! Wir müssen uns immer wieder jener Gedanken bewußt werden, die den leiteten, den wir heute feiern und ehren: der Verantwortlichkeit des Einzelnen allen gegenüber und der Liebe zur Menschheit, die ihn sein Leben lange selbstlos begleitete und sein Ziel war!

Es seien hier kurz noch auf einige wertvolle Werke über Pestalozzi hingewiesen.

Ernst Aepli hat im Auftrage der „Pro Juventute“ bei Drell Fühli zum billigen Preise von Fr. 3.50 ein knappes, sachliches Büchlein „Heinrich Pestalozzi“ geschrieben. Es enthält, ausführlicher als es in diesem kleinen Aufsatz geschehen konnte, den Lebensgang des Meisters, wohlverstanden mit Zitaten aus seinen Werken, die kurz skizziert sind. Eine große Anzahl von guten Photographien machen das Büchlein, das buchtchnisch tadellos ausgestattet ist, noch wertvoller.

Ein ähnliches Werk schrieb der Margauer Schriftsteller Adolf Haller: „Heinrich Pestalozzi, eine Darstellung seines Lebens und Wirkens“, verlegt bei Suber in Frauenfeld und illustriert mit 11 Holzschnitten von Württemberg.

Wer lieber eine ausführlichere Darstellung liest, dem sei die bei Friedr. Reinhardt in Basel erschienene, von Josef Reinhart geschriebene Pestalozzimonographie empfohlen. Der Name des Dichters, der das Buch verfaßte, bürgt für den Inhalt. Man liest den Band wie einen Roman. Das Buch sollte in keiner Bibliothek fehlen, und man darf es auch den Kindern in die Hand geben, die es sicher mit großem Interesse lesen werden.

Ein Quellenwerk gab Rascher in Zürich heraus „Pestalozzi“ (3 Bände), den ersten Teil, Briefe und Äußerungen der Zeitgenossen, stellte Erik Ernst, die beiden andern Teile, „Ideen“, Zitate aus den Schriften Pestalozzis stellte Martin Hürlimann zusammen. Das ganze Werk bedeutet das Beste, das mir unter die Augen kam, wenn man es nicht vorzieht, das gesamte Werk Pestalozzis (Verlag Cotta, Leipzig) zu studieren. Denn in den Quellen lebt die Epoche Pestalozzis lebhaft und unmittelbar vor uns auf. Wir vernehmen auch von der Kritik der damaligen Zeitgenossen und ahnen, gegen welche Vorurteile damals zu kämpfen war, und was für eine Niedertracht den alten Mann in Yverdon und in Birr schließlich brach.

Hans Zulliger, Ittigen.

Schweizerjugend und Zeichenkunst.

Zur Ausstellung in der Berner Kunsthalle.

„Es ist sehr wichtig, ja beinahe unerlässlich, daß die Kinder nicht bei der Wiedergabe einer andern Zeichnung stehen bleiben, sondern daß sie nach der Natur zeichnen lernen. Der Eindruck, den der Gegenstand selbst gibt, ist so viel fesselnder als seine bereits nachgeahmte Erscheinung. Es bereitet dem Kinde viel mehr Freude, sein Geschick im Versuch einer Wiedergabe dessen, was es umgibt und interessiert, zu üben, als an einer Kopie dessen zu arbeiten, was selbst nur eine Kopie ist und viel weniger lebendiger und anziehend aussieht als ein wirklicher Gegenstand...“ Pestalozzi, Briefe an Greaves.

Was in der Kunsthalle zu sehen ist, entspricht ganz dieser hier zitierten Forderung Pestalozzis an den Zeichen-